

Wer hat Angst vor was?

Die Angst und die Politik – ein Crashkurs zur aktuellen Lage der Nationen.

Von Christoph Fellmann
(041 – Das Kulturmagazin, Januar 2017)

*Nothing's about me or you, honey
It's all about the angst and the money
(Ja, Panik: «Alles hin, hin, hin»)*

I. Die Statistik

Die Angst ist politisch, weil sie nicht rechnet. Nach jedem Terroranschlag beruhigen die Medien ihre Nutzer mit dem Hinweis auf die verschwindend kleine Gefahr, dass ein Mensch durch ein Attentat umkommt. Und trotzdem fürchten sich die Menschen in Europa, so glauben sie wenigstens, derzeit vor nichts mehr als vor der Bombe, die in ihrem Bahnhof hochgehen könnte, oder vor dem Dschihadisten auf ihrem Popkonzert. Wie sollte sich die Angst, dieses zarte Seelchen, auch an die Statistik halten. Die «New York Times» hat vor ein paar Jahren untersucht, wie die Chance, durch eine bestimmte Ursache zu sterben, mit der Medienberichterstattung darüber korreliert. Und fand heraus: Das Verhältnis ist reziprok. Während sie 55 200 Zeitungsartikel über eine Haiattacke fand, gab es in den drei untersuchten Monaten gerade mal einen Text über Hautkrebs, an dem in den USA jährlich fast 10 000 Menschen sterben. In Deutschland hat der Wirtschafts- und Statistikprofessor Walter Krämer über das Phänomen geschrieben, etwa über die rund 50 000 Personen, die in der EU jedes Jahr an Krankheiten sterben, die sie sich erst im Spital zugezogen haben: «Nach allen Massstäben eines Desasters ist das eine Riesenkatastrophe, die weit mehr Aufmerksamkeit verdient, als sie erhält.»

Nein, die Leute fürchten sich nicht, wie es angebracht wäre, vor ihrem fettem Essen, ihren Piercings oder vor der nächsten Velofahrt. Sondern vor Ebola, Ionenstrahlung und dem weissen Hai. Warum das so ist, dafür nennt Krämer mehrere Gründe: Erstens, die Leute können nicht rechnen, geschweige denn Statistiken lesen. Zweitens, sie fürchten sich vor Dingen, weil sich die Anderen auch davor fürchten. Drittens, sie haben Angst vor Dingen, die sie nicht kennen, auch wenn sie ungefährlich sind. Und viertens, sie unterschätzen Risiken, die sie freiwillig eingehen, und überschätzen solche, über die sie keine Kontrolle haben. Zu ändern ist das nicht. Der Angsthaushalt von Menschen und Gesellschaften ist irrational. Dagegen anzuschreiben und zur Vernunft aufzurufen, bemerkt Krämer, nützt nichts. Das ist eine schlechte Nachricht für die Vernünftigen. Aber es ist eine gute Nachricht für alle, die mit Angst ihre Geschäfte machen.

II. Die Politik

Es ist fast schon ein Klischee, dass Politiker, populistische zumal, die Ängste der Wähler bewirtschaften. Das hindert Christoph Blocher oder Donald Trump am Rednerpult aber nicht daran, sich die Schweiz im Übergang zur Diktatur und die USA am Rande des Apokalypse zu imaginieren. Das Absurde ist nicht absurd. Denn nicht die Beruhigung der Angst bringt den Wahlerfolg, sondern ihre Bestätigung. «Wir brauchen die Ängstlichen, um Mehrheiten zu bewegen», gab Frauke Petry, Führerin der «Alternative für Deutschland», im November 2015 am Parteitag zu. «Menschen, die aufgrund ihrer Angst wählen, wählen nicht den Trost», schrieb der österreichische Schriftsteller Clemens J. Setz in einem Essay in der «Zeit»: «Sie wählen ein Szenario, in dem ihre Angst bestehen bleiben darf. Sie haben ja bereits viel in sie investiert. Angst will überleben, und wenn Zäune und Lager errichtet werden, wird die Angst vor den Eingesperrten und Abgewiesenen nicht verschwinden, im Gegenteil.» Die Massnahmen, mit denen die Angst angeblich bekämpft wird, bestätigen, dass diese Angst berechtigt ist.

Die Menschen denken, es sei ihre eigene romantische Liebe, die sie fühlen. Und denken nicht daran, dass sie einem Ideal folgen, das durch Liebesromane in die Welt kam. Genauso verhält es sich mit der Angst: Mag sie auch von aussen kommen, so glaubt man doch, sie innen, sie in sich keimen zu spüren. So wird die Angst undiskutierbar. «Man kann niemanden davon überzeugen, dass seine Ängste unbegründet sind», schreibt der deutsche Philosoph Heinz Bude in «Gesellschaft der Angst». Die logische Folge davon ist der Satz, der in den letzten Jahren zum Leitmotiv der Politik geworden ist: Man muss die Ängste der Bürger ernst nehmen. Das Resultat sind, zum Beispiel, Überwachungskameras in den Schweizer Städten, dazu da, das «subjektive Sicherheitsempfinden» der Bevölkerung zu erhöhen. Dies, während die Sicherheitsberichte, die für nochmals viel Geld von den gleichen Städten in Auftrag gegeben werden, jedesmal zum Schluss kommen: Die Schweizer Städte sind sicher. Die Bereitschaft ist gross, in die Bestätigung und damit auch in die Nobilitierung diffuser Ängste zu investieren. Jonas Lüscher, Schriftsteller aus Zürich, hat in einem Essay dafür ein treffendes Bild gefunden; nämlich das eines «elterlichen Schlafzimmers, in dem zu nächtllicher Stunde ein verängstigtes Kind auftaucht, das seinen Eltern mit dem Ruf weckt, unter seinem Bett befinde sich ein Monster. „Bist du sicher“, antworten die Populisteneltern, „dass es nur eines ist?“»

Wie aus dieser gefühlten, immer neu beglaubigten Angst schliesslich alternative Fakten aufsteigen, das zeigte ein Interview, das CNN im amerikanischen Wahlkampf mit Newt Gingrich führte: Der republikanische Supporter von Donald Trump behauptete, die Kriminalität sei in den USA unter Barack Obama gestiegen. Und gab erst auf mehrmaligen Verweis der Journalistin auf die gegenteiligen Fakten zu: So fühle es sich nun mal an. Die Gefühls-geschmeidigkeit zwischen der populistischen Elite und ihren Wählern stehe, schreibt Jonas Lüscher, für ein paternalistisches Verhältnis: «Indem den Bürgern gesagt wird, es sei völlig in Ordnung, dass er seine diffusen Ängste als politische Kategorie verstehe, wird ihm die Fähigkeit zur Selbstreflexion abgesprochen und das Eintreten in den aufgeklärten politischen Diskurs verwehrt.» Diese populistische Strategie entlasse den Bürger «in die Unmündigkeit», allerdings «mit einer Geste der Empathie».

III. Die Wirtschaft

Woher aber kommt dieses Bedürfnis des Wählers nach einfühlenden Politikergebärden? Was sind das genau für Ängste, und woher kommen sie? Der erwähnte Heinz Bude hat untersucht, warum Menschen, die Moslems in Deutschland ablehnen, das tun. Und drei Gruppen herausgearbeitet: Die erste, das «Dienstleistungsproletariat», hat Angst vor der Jobkonkurrenz. Die zweite Gruppe fand, das Land sei schön so, wie es ist, und die Moslems störten nur. Die dritte Gruppe, so Bude, sei offen und weltgewandt, aber frustriert. «Sie haben das tiefe Gefühl: Ich hätte mehr aus mir machen müssen.» Übersetzt heisst das: Es sind eben nicht, wie beispielsweise nach der Wahl von Donald Trump behauptet, die Verlierer, die sich hinter den Populisten scharen. Die Verlierer wissen um den Wert des Sozialstaats, den die Rechten ablehnen. Nein, es sind die Gewinner, die Angst um ihre Privilegien haben. Die Klassiker der Angst – Fremde, Kriminalität, Terror –, das sind die Chiffren für die Furcht, im Zuge der Globalisierung zu verlieren, abzustiegen.

Follow the money: Viel besser, als der Angst zu folgen, hilft tatsächlich diese bewährte Methode, der populistischen Hausse auf die Spur zu kommen. Drei deutsche Ökonomen haben kürzlich die die Ergebnisse einer Studie präsentiert, in der sie die Wirtschaftskrisen in den westlichen Ländern seit 1870 untersuchten und ihre Auswirkungen auf die Politik. Anders als Zusammenbrüche etwa in der Industrie wirkten sich Finanz- und Währungskrisen direkt und stark aus: Populistische, fundamental kritische Bewegungen holten danach rund 30 Prozent mehr Stimmen als davor. Wie die Wissenschaftler glauben, profitierten Populisten von der Empörung über die staatliche Stützung der Banken und von der Angst der Menschen, ihr Geld zu verlieren. Das scheint triftig. Denn dafür spricht auch ein Blick in «Die ungleiche Welt», das neue Buch von Branko Milanovic, in dem er weltweit die Gewinner und die Verlierer der Globalisierung benennt. Der serbische Ökonom untersuchte dafür die Entwicklung der Einkommen zwischen 1988 und 2008. Den grössten Zuwachs von 60 bis fast 80 Prozent erlebte dabei eine neue, breite Mittelschicht in den wachsenden Märkten in Asien – und damit fast ein Fünftel der Weltbevölkerung. Zu den grossen Profiteuren gehörten auch die Allerreichsten der Welt, sie leben in der Regel im Westen.

An Einkommen verloren hat gemäss Milanovic in den Jahren bis zur Finanzkrise weltweit niemand. Gar keinen oder nur einen sehr geringen Einkommenszuwachs erlebte allerdings die untere Mittelschicht der reichen Länder. Sie steht, absolut gesehen, zwar immer noch sehr viel besser da als die «neue, globale Mittelschicht» etwa in Asien, doch sie stagniert. Und während diese Menschen sehen, wie «die Reichen immer reicher werden» und wie «der Chinese kommt», beobachten sie jeden Tag, wie die Flüchtlinge und Migranten ankommen, um an ihren gefährdeten Privilegien teilzuhaben. Das populistische Europa ist ein Europa voller Verlust- und Abstiegsangst. Auch diese Angst ist, wenigstens derzeit noch, irrational: Der Abstieg ist höchstens für Einzelne real, nicht aber für die gesamte Gesellschaft. Doch führt die Stagnation zu einem Gefühl, von der «Globalisierungselite» zurückgelassen oder sogar verraten worden zu sein. Sie erzeugt einen Pessimismus, der von der Zukunft nur noch Schlechtes erwartet; vielleicht sogar die Apokalypse, wie sie von Blocher, Trump und anderen national ausgerufen, von den Wählern aber schon richtig verstanden und sehr persönlich genommen wird. Popu-

listische Bewegungen bewirtschaften den Pessimismus – und verstärken ihn, indem sie die Verhältnisse destabilisieren. Die Abstiegsangst ist ein politisches Perpetuum mobile.

Die westlichen Gesellschaften, schreibt Heinz Bude in «Gesellschaft der Angst», kämen aus einer «Zeit der grossen Versprechen» – des Aufstiegs durch Bildung, des Wohlstands für alle, des amerikanischen Traums. Aber «heute glaubt das kein Mensch mehr.» Die Stagnation des Mittelstands, aber auch das neoliberale Konzept habe das Aufstiegsversprechen durch die Exklusionsdrohung ersetzt, meint Bude: «Früher war dieses Versprechen der Kitt der Gesellschaft, heute ist es die Angst. Die Angst, herausgekippt zu werden.» Also gebe es in den Wohlstandsgesellschaften heute drei grosse Angstthemen: «Verbitterung, Erschöpfung, Verabschiedung.» Länder wie Deutschland oder die Schweiz seien auf den ersten Blick zwar sehr erfolgreich, aber sie hätten keine kollektive Erzählung mehr, keine Idee für die Zukunft, nur noch ein «Gefühl der Überlebtheit der Ordnung». Und «wer in einer solchen Situation die Ängste, überrollt zu werden, das Nachsehen zu haben und sich am Rand wiederzufinden, aufzunehmen, zu bündeln und auf ein neues Objekt auszurichten vermag, der kann eine Mobilisierung der Gesellschaft insgesamt in Gang setzen.» Ist es Strategie oder nur ironische Pointe, dass es die gleichen Politiker sind, die den Gedanken der Solidarität diffamieren, um anschliessend mit dem Sozialstaat auch das Bollwerk gegen die Abstiegsangst zu schleifen?

IV. Die Statistik (Slight Return)

Tom Ridge, Chef des US-Heimatschutzministeriums unter George W. Bush, hat nach dessen Präsidentschaft, wie es sich gehört, seine Memoiren geschrieben. Darin offenbarte er, dass die Administration von Bush ihn 2004 dazu gedrängt habe, die Terrorwarnstufe in wichtigen Momenten des Wahlkampfs heraufzusetzen. Der Präsident wurde knapp wiedergewählt, worauf Ridge schon zwei Jahre später, nämlich vor den Kongresswahlen, eine Liste mit 77 000 möglichen Terrorzielen in den USA veröffentlichte – darunter die Maultierparade von Columbia, Tennessee, oder der Old-McDonald-Streichelzoo in Woodville, Alabama. Wie gut die «Economy of Hatred» (so der Ökonom Edward Glaeser) funktioniert, bestätigte 2007 in einem Interview mit der «Washington Post» der frühere Sicherheitsberater von Bush, Zbigniew Brzezinski: «Der ständige Bezug auf den „Krieg gegen den Terror“ begünstigte die Entstehung einer Kultur der Angst. Angst verdrängt Vernunft, verstärkt Emotionen und macht es für demagogische Politiker einfacher, die Öffentlichkeit zu gewinnen.» Ein schönes Beispiel dafür lieferte damals Donald Rumsfeld, Verteidigungsminister unter Bush: «Es gibt Unbekanntes», raunte er. «Dinge, von denen wir nicht wissen, dass wir sie nicht wissen.» Aber vor denen «wir» besser schon mal Angst haben.

Statistiker haben berechnet, dass nach den Terroranschlägen von 2001 auf das World Trade Center rund 1600 Amerikaner starben, weil sie aus Angst vor dem Fliegen auf das Auto umstiegen. Und Journalisten haben recherchiert, dass der vom amerikanischen Staat geführte und bezahlte «Krieg gegen den Terror» rund 2000 private Firmen beschäftigte, deren einziges Geschäftsmodell dieser Krieg war. Angst tötet. Angst erschafft aber auch Geld; nicht nur bei privaten Security- und Söldnerfirmen. Auch die Versicherungs-, die Medien-, die Big-Data-

sowie die Gesundheits- und Pharmabranche leben wenigstens zum Teil gut in der «Gesellschaft der Angst». Wie gross der Markt der Paranoia ist, sieht man jeden Herbst in Zürich, wenn die «Fachmesse für Sicherheit» stattfindet und die neuesten Sensationen auf dem Markt für Alarmanlagen und ähnliches anpreist. Wie in anderen Bereichen auch, machen auch hier die privaten Unternehmen die Gewinne, während der Staat zumindest einen Teil der Kosten trägt. US-Statistiker haben ausgerechnet, wieviel Geld ihr Land bereit war für mehr Sicherheit auszugeben: Die Verhinderung eines einzelnen Todesfalles durch eine Masernimpfung kostet weniger als 50 Dollar. Demgegenüber bezahlte der Staat rund 2,8 Millionen Dollar für Sicherheitsgurte in Schulbussen, um einen Todesfall zu verhindern. Bei der Bauverstärkung in Erdbebenzonen waren es 18 Millionen, bei der Kontrolle des Arsenausstosses in Glasfabriken sogar 50 Millionen. Nicht geschätzt wurden die Kosten der Terrorbekämpfung; die Zahl würde wohl jedes Vorstellungsvermögen sprengen.

Die Autoren der Studie schrieben: «Angesichts solcher Ungleichheiten könnten erheblich mehr Menschenleben durch eine Umverteilung der Ressourcen gerettet werden.» Das stimmt. Bloss, so gross ist keine Angst, dass die Angst davor grösser wäre als die Angst vor der Umverteilung. Die Angst ist politisch, weil sie nicht rechnet.

Heinz Bude: Gesellschaft der Angst (Hamburger Edition 2014); Walter Krämer: Die Angst der Woche (Piper 2011); Jörg Schindler: Panikmache (S. Fischer 2016); Branko Milanovic: Die ungleiche Welt (Suhrkamp 2016).